

:CHARTOPHYLAX:

Alexej Lisnjak

3 Artikel · 30.10.2026

Inhalt

Die Opfergabe	4
Der Atheist	8
Unternehmer	10

Alexej Alexandrowitsch Lisnjak, geb. 1975 in der Oblast Woronesch. Absolvent des Priesterseminars Woronesch, seit 1993 Diakon, später Priester. Seit 1999 Vorsteher der Kirchgemeinde in Orlowo, Oblast Woronesch. Erzpriester, Prosaiker, Mitglied der Russischen Union der Schriftsteller sowie der Russischen Union der Journalisten.

Die Opfergabe

12.11.2014 · Übersetzungen · Alexej Lisnjak

Ein Opfer für den Herrn ist die größte denkbare Tugend der Welt. Jemand opfert aus Liebe zu Gott seine Zeit, ein anderer, wie die Witwe im Evangelium, sein ganzes Auskommen, damit der Name des Allerhöchsten in dem Tempel gesungen wird, in dessen Wand auch ihr Steinchen eingearbeitet ist. Selten schon sind solche Fälle, wenn die Menschen aus grenzenloser Liebe zum Schöpfer ihr Wohlergehen, ja, ihr Leben opfern. Opfergaben gibt es eben verschiedene. Allen Opfernden werde das Paradies und eine glückselige Ewigkeit zuteil!

Wie jede Kirche, die in den Jahren der gottlosen Staatsmacht von den Werktätigen ausgeraubt worden ist, benötigt auch unsere, der Erscheinung des Herrn geweihte Kirche, jegliche Opfergaben. Einst hatte sie zwei Altäre, zwei Priester und einen Diakon, einen riesengroßen Hof mitsamt Schule und Garten, eine hohe Mauer aus Ziegelsteinen und ein Baptisterium; nun jedoch steht sie vollkommen abgewetzt inmitten eines großen Fleckens Ödland.

Die große, fünfzigtausend Einwohner zählende Siedlung ist in unseren Tagen nicht gerade reich an begabten Handwerkern. Die einstigen Steinmetze, Putzer und Maler sucht man vergeblich. Wie heilsam für die Seele ist es, an einer solchen Gemeinde Kirchenvorsteher zu sein! Eignest du dir, sagen wir, das Handwerk eines Kunstmalers an – und schon hat die halb zerstörte Kirche wieder Fresken an den Bogengewölben. Meisterst du das Tischlerhandwerk – und schon ist die Ikonostase fertig. Bis dahin lernst du auch das Verputzen und den Umgang mit der Maurerkelle, und da bekommt die Kirche auch schon ihren blendend weißen Fassadenschmuck und wird von einem ornamentierten Ziegelsteinzaun umgeben. Wenn sich natürlich ein Spender findet, welcher der Kirche ein wenig Ziegelstein überlässt als Buße für seine Sünden. Und wie wunderbar ist es, einen Spender und Asketen zu sehen, der einem der wenigen, die sich um die Dorfgemeinde kümmern – nämlich dem Gemeindepriester –, mit seiner Hilfe zur Seite steht!

Genau so freute auch ich mich, als sich an einem sonnigen Sommertag zu den beiden Maurern und Putzern – nämlich dem Gemeindepriester und dem Messdiener Alexej Semjonowitsch – ein dritter Helfer gesellte. Sergej berichtete davon, wie und wo er gearbeitet hat, von den größten Baustellen des Landes, an denen er beteiligt war, und von seinen übrigen Errungenschaften als Arbeiter. Seine Erzählung ergab sich sehr bildreich. „Ja ...“, seufzte Semjonitsch. „Ein Meister aller Dinge. So einen Helfer brauchen wir schon lange“. Wir vereinbarten einen Preis für den versprochenen Putz. Der Kirchenvorsteher (also ich) begab sich an eine für ihn ganz übliche Aufgabe, nämlich ans Beschaffen von Geld, um Sergej damit zu bezahlen, der Messdiener aber sollte vom kommenden Tag an beim neuen Putzer als Hilfskraft fungieren. So begeistert gingen alle ihrer Wege zur Nachtruhe. Der Messdiener zu sich nach Hause, Sergej aber bekam ein kleines Haushaltskammerlein im Vorbau der Kirche zur Unterkunft. Soll er sich dort einrichten. Das Wichtigste für einen solchen Meister ist ja, dass er alles bei der Hand hat. Man muss nicht mit dem Bus fahren und x-mal umsteigen. Man steht auf, betet, frühstückt, und los geht es, wie man sagt: Diene Gott mit zerknirschtem Geist und erfahrenen Händen. Da sind sie, die Säcke mit Zement, gleich im Nachbarraum, und da ist Sand, vor dem Eingang in die Kirche, und dort, nur zwei Schritte entfernt, eine Quelle kalten Wassers für den Mörtel – eine glänzende Wasserzapfsäule, die der Kirche gespendet wurde. Das Gerüst ist bereits errichtet, die

Maurerkelle und der nagelneue Spachtel strahlen in der Sonne, als seien sie aus Platin. An die Arbeit!

Wer einmal in einem zentralrussischen Dorf den Aufgang der ersten Sterne am kühlen Abendhimmel beobachtet hat, der wird mich verstehen. Selbst das Fiepsen der seltenen, ewig hungrigen Blutsauger – der Mücken – kann angenehm sein, bedeutet es doch, dass ein weiterer schwerer und heißer Tag geschafft ist. Die Sorgen und Probleme verschwinden natürlich nicht, aber sie sind, wie alles jetzt, wie besänftigt. Irgendwo weit weg wird in der Diskothek getanzt, von dort erklingt dumpfes Dröhnen, das man aus irgendeinem Grund als Musik bezeichnet. Irgendwo scheppert ein Motorrad vorbei. Bei den Nachbarn auf der anderen Seite des Zauns rumoren und grunzen die Ferkel in ihrem Koben; bestimmt werden sie von Alpträumen heimgesucht. Ein paar Hunde bellen müde. Ein träges Quaken ertönt aus der Richtung, in der das moderige Flüsschen dahinfließt. Alles befindet sich in einem Zustand des Halbschlafs, abgesehen von den gestreiften Kartoffelkäfern. Sie haben noch viel zu tun – ihnen steht die nächtliche Vernichtung der Kartoffeln bevor.

Ich sitze auf einer Bank im Garten. Es wird immer dunkler. Schon sieht man das Kuppelkreuz der Kirche nicht mehr, und der ferne Rand des Gemüsegartens verschwindet im Dunkel. Sogar die Streifen des Katers, der sich in der Nähe zusammengerollt hat, sind nicht mehr wahrzunehmen. Dafür leuchtet im Himmel plötzlich ein Raumschiff auf. Geradezu ruppig bewegt es sich an den Sternen vorbei, aber auch das Raumschiff verschwindet alsbald. Könnte man diesen einmaligen Abend doch nur verlängern, verweilen machen! Denn er ist ja so ungewöhnlich. Dieselbe Natur, dieselbe Umgebung wie gestern auch schon, aber jetzt ... jetzt haben wir Sergej. Jetzt werden, so Gott will, die Putzarbeiten bis zum Fest der Entschlafung Mariæ vollendet sein und wir können das Gerüst abbauen, dessen wir schon ordentlich überdrüssig geworden sind, und auch die ganzen übrigen „Bretterbrücken“, wie sie hier genannt werden. Die Augen fallen vor Müdigkeit von allein zu, und es muss wohl schon im Traum sein, dass ich ein wunderbares und freudiges Bild vor mir sehe: Sergej sitzt oben auf dem Gerüst und ruft mit schallender Stimme: „Semjonitsch, den Mörtel!“. Semjonitsch eilt mit Eimern zwischen dem Betonmischer und dem erfahrenen Putzer hin und her, alles gelingt so gut wie damals, als unsere Urgroßväter noch Dreikäsehochs waren. Wie weise doch das Volk in seinen Sprichwörtern und Sinnsprüchen ist! Es wird nicht umsonst gesagt, dass es wunderbar ist, sich jedwede Naturkraft zu betrachten – wie das Wasser fließt, wie das Feuer brennt und wie jemand arbeitet. Wirklich wunderbar.

Ein gewöhnlicher Morgen: Gebet, Frühstück. Ich mache mich für die Kirche bereit und habe ein Vorgefühl der Freude. Den üblichen Weg entlang, wie jeden Tag, eile ich zur Kirche. Wie immer merken die Bewohner des Ortes beim Anblick eines Priesters in seinem Gewand auf, das Lächeln schwindet aus ihren Gesichtern und sie eilen schleunigst auf die gegenüberliegende Straßenseite. Aber heute deprimiert mich selbst diese Furcht der Leute davor, dass sie gebissen werden, nicht. Ich lächele allen zu. Ich habe gute Laune! Wie sehr auch die Dörfler sich bemüht haben, die Kirche samt der Kolchose auseinanderzunehmen, sie haben nichts erreicht. Die Kolchose ist zusammengefallen, aber die Kirche steht! Da schon erstrahlt über ihren geschundenen Wänden eine neue, verzinkte, und von einem Spender geschenkte Kuppel in der Sonne. Da ist auch schon das Gerüst darunter. Und darauf ein Arbeiter. Welche Liebe zur Arbeit! Die Uhr zeigt gerade einmal sieben Uhr dreißig, und er ist schon ... welch ein Prachtkerl, welch ein ...

Semjonitsch war der Prachtkerl. Er war, nachdem er Mörtel angerührt hat und es nicht abwarten konnte, dass Sergej kommt, aufs Gerüst geklettert und hatte schon einmal mit dem Putz angefangen.

„Gott zur Hilfe“, begrüßte ich ihn, als ich nach oben schaute.

„Gott vergelt's!“, ertönte es von oben herab.

„Wo ist denn unser emsiger Arbeiter?“, interessiere ich mich bei ihm.

„Er ruht sich aus, war gestern müde von der Reise, hat ein wenig über den Durst genommen.“

Nun, was soll's, das passiert jedermann einmal. Soll er sich ausruhen und wieder zu Kräften kommen. Ich werde eine Fürbitte und ein Totengedenken halten, zu einer Beerdigung fahren und dann meinem fleißigen Helfer, dem Messdiener, zur Hand gehen.

Der heiße Julitag wurde schwer. Erst das Gebet in der Kirche mit zwei betagten Damen, später nicht enden wollende Eimer mit Sand, Wasser und Säcke mit Zement. Es war schon Abend, als Semjonitsch bereits nach Hause gegangen war und die säuberlich ausgewaschenen Werkzeuge unter der Holzleiter im Kirchturm funkelten, dass man aus der Nachbarsowchose zu mir kam. Da liege ein Mensch im Sterben, man solle ihm doch die Beichte abnehmen und ihm die Kommunion reichen.

Der Kranke brauchte tatsächlich ein Geleit, sein Zustand war sehr schlimm. Aber mehr war es ein schlimmer geistlicher Zustand als der Zustand seines alten, gelähmten Leibes. Die übliche Art einer späten und tragischen Beichte und Reue über sinnlos verschwendete Kräfte und Talent. Nach der Kommunion sprach er mit einer gewissen Erleichterung davon, wie gern er doch für seine Sünden Gott ein Opfer darbringen würde. Ob es sein Lebensunterhalt sei, seine Kleidung, seine Hände, ach, sein ganzes Leben. Nur war es eben eine zu späte Besinnung, der Herr ruft bereits zum Gericht und es lässt sich nichts mehr ändern. Das war es dann auch mit dem Opfer, das zu geben du nun heiß begehrt.

„Ein Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerknirschter Geist“. Diese Worte des Propheten David habe ich auf meinem Rückweg zur Kirche im Kopf. Da ist sie schon, die Brücke über das moderige Flüsschen, da erscheint auch schon der von Baugerüsten umgebene Kirchturm. Im Geiste sehe ich das erst kürzlich gesehene Antlitz des Sterbenden vor mir. Nur ein wenig eher Reue zeigen, nur ein bisschen früher Gottes Gericht gedenken, und schon wäre noch einen Aufbauhelfer zu unserer nicht gerade zahlreichen Bruderschaft gestoßen. Da gäbe es das Opfer, den zerknirschten Geist und alles andere. In diesen Gedanken näherte ich mich der Kirche, gehe dort um die Ecke in Richtung der Eingangspforte ...

Der vom Selbstgebrannten noch halb tote Sergej schnallte mit seinen trunkenen Händen gerade sehr konzentriert einen Sack Zement auf das Fahrrad eines der örtlichen Jungs. Ein Zementsack von denen, die der Kirche gehören. Als er meiner gewahr wurde, warf der Junge sein Fahrrad hin und suchte das Weite.

„Welch ein Glück, Serjoscha! Jemand hat uns einen Sack Zement als Opfergabe gebracht! Schnalle ihn schnell ab und schaffe ihn in die Kirche. Wohin ist denn der Spender verschwunden? Dem schulden wir großen Dank!..“

Bei diesen Worten betrachtete der „Arbeitsmann“ eingehend die Reihe der identischen Kirchenvorsteher, die sich vor ihm aufgebaut hatte. Alle sie hatten, wie es aussah, je zwei Brustkreuze, zwei Nasen und mindestens zwei Paar Augen. Serjoscha fokussierte mal mit dem linken, mal mit dem rechten Auge, blinzelte. Endlich machte er ›hick‹, in seiner Tasche blubberte es, und er schaffte es, seinen Blick scharf zu stellen. Als er mich allein vor sich sah, antwortete er bedeutungsschwer: „Ääj, jaaa ... eine Opfergabe.“

Erschienen in: „Saschas Philosophie“ (Сашина философия), Verlag des Sretenski-Klosters, Moskau 2014.

Der Atheist

07.11.2014 · Übersetzungen · Alexej Lisnjak

Ich erhole mich. Vor mir der See, der sich bis hinter den Horizont zieht. Die Angel halte ich in meiner Hand. Die Luft ist frisch nach einem Pilzregen. Ich betrachte den erstarrten Schwimmer. Wie herrlich! Mitunter jagt ein leichter Wind ein Kräuseln über das Wasser, und wieder wird es still. Bald ist Sonnenuntergang. Heute werde ich ihn unbedingt abwarten. Dieses Schauspiel ist weit interessanter als Dutzende von Schwimmern. Das Glück besteht ja auch nicht im Fisch – nicht jeden Tag, ach! Was heißt hier Tag! – nicht jeden Sommer ergibt sich ein Abend für die Angelei. Der rostige Haken an meiner Angel wird inzwischen wohl schon leer und glatt geleckert sein, dass er glänzt.

Dieser Ausflug an den See war für mich zu einer einfachen, lang erwarteten Begegnung mit der Natur geworden, welche der Schöpfer uns, den ungeratenen Menschen, einst geschenkt hat.

Es tut gut, ab und zu für ein Stündchen den Trubel und die Sorgen sein zu lassen, innezuhalten, sich in der Gegend umzuschauen und den Wald, den See, den Himmel zu sehen. Darüber nachzudenken, wie schnell das Leben inmitten dieser Pracht, die hier so zum Greifen nahe ist, vorüberzieht. Wie wunderbar es ist, sich von den endlosen Sorgen um den Wiederaufbau der durch das getaufte Volk ausgeraubten Kirche zu erholen. Von den Ziegeln, dem Kalk, dem Mörtel oder eher vom Mangel an selbigen Dingen.

Gut und nützlich ist es wohl, sich mit seinen Gedanken in die Natur zurückzuziehen, allerdings war mir dieses Glück heute nicht beschieden. Rechts von mir tunkt der leitende Agrarwirt unserer Sowchose seine Angeln und Grundangeln in das Wasser – er ist eine in ihrer Mittelmäßigkeit geradezu einzigartige Person. Schon eine halbe Stunde lang versucht er lautstark und wacker, einen Streit mit mir vom Zaun zu brechen – eine gewisse atheistische Polemik, die wohl dazu dienen soll, sein Image als Possenreißer und Spaßvogel unter seinen Anglernachbarn aufrechtzuerhalten.

„Was sind denn die Popen? Genau solche Menschen wie alle anderen!“, erklingt sein unverdrossener Monolog über dem Wasser. „Trinken und tanzen bestimmt genau wie alle anderen“. Für eine kurze Zeit verstummt er und schaut sich triumphierend unter den ihm zuzwinkernden Anglern um.

„Sie, Batjuschka, haben ja nun auch beschlossen, sich ein paar Fischlein, dingens ... Nachher kommen Sie heim und zur Fischsuppe kippen Sie sich ein wenig Selbstgebrannten hinter die Binde, hach!“

Die Nachbarn wiehern, und der Redner fährt fort:

„Und ausgerechnet ich soll den Popen glauben? Alles Märchen! Bei euch Popen ist alles eine Sünde – dieses darf man nicht, und jenes auch nicht! Vielleicht liebe ich aber das Leben? Vielleicht bin ich überhaupt Atheist, und vielleicht gibt es gar keinen Gott?!“

Damit war meine Erholung auch schon verdorben. Es scheint ja, als würde wir unsere Schwimmer mit gleichen Augen betrachten, dabei sehen wir aber vollkommen unterschiedliche Dinge. Bisher war es mir noch gelungen, das Gefasel des Agrarwirts an mir vorbeizuräumen zu

lassen, aber alles hat seine Grenzen. Ich holte die Angel aus dem Wasser und begann damit, meine Sachen zusammenzusuchen.

„Und Sie“, sagte ich, „Grigorij Michajlitsch, sind aber flott wieder auf die Beine gekommen. Ich weiß noch, vor einem Jahr, als Ihre Frau mich rief, damit ich Ihnen, dem Schwerkranken, das Sakrament der Krankensalbung spende, da haben wir uns noch ganz anders unterhalten. Ich weiß noch, wie Sie nach der ersten Salbung plötzlich einen schmerzhaften Stich im Bereich Ihrer Leber verspürten, da ging das ›Herr, vergib, erbarme Dich‹ gar nicht mehr von Ihrer Zunge herunter. Und nun sind Sie sogar schon Atheist geworden“.

Das Publikum runzelte die Stirnen und betrachtete schweigend die reglosen Schwimmer, ich aber wickelte meine einzige Angel zusammen, legte sie in den Kofferraum zu dem leeren Fischnetz und setzte mich, den staubigen Feldweg entlang, in Bewegung. Rechter Hand lag der See, links der Wald. Hoch oben im Himmel jagte ein Übungsdüsenjäger den anderen, aber es war ihnen nicht gegeben, das ruhige Dröhnen des Motors oder das Abendlied der Schnepfen zu übertönen. Ziesel huschten über den Weg, ein jeder für sich. Einer ist ganz klein und dürr, ein anderer größer, fetter. Sie liebt der Herr, er gibt ihnen Nahrung und günstige Witterung. Und auch uns liebt Er. Alle gleichermaßen – die Dicken, die Dünnen, die Gerechten und die Sünder. Sogar die Atheisten, auch die liebt Er.

Erschienen in: „Saschas Philosophie“ (Сашина философия), Verlag des Sretenski-Klosters, Moskau 2014.

Unternehmer

01.11.2014 · Übersetzungen · Alexej Lisnjak

Jemand, der sparsam und häuslich ist, wird auf dem Dorf hoch geschätzt, und ein solcher wird deshalb unbedingt immer mit Namen und Vatersnamen angesprochen. Mit welchen Bezeichnungen man solche Mannsbilder aber hinter ihrem Rücken bedenkt, das hängt dann schon direkt vom literarischen Talent der Leute ab.

Iwan Sergejewitsch nannte man hinter seinem Rücken einen Knauser. Von Angesicht zu Angesicht jedoch verhielt man sich zu ihm überaus respektvoll: Iwan Sergew – so klangen Name und Vatersname im hiesigen Dialekt.

Zu Sowjetzeiten arbeitete er, ganz wie alle seine Dorfnachbarn, in der Fabrik in der Kreisstadt; er war dort Schlosser. Seine Nachbarn gingen nach erhaltenem Lohn feiern, nicht aber Iwan Sergew. Er eilte nach Hause, und dabei nahm er auf Arbeit immer etwas mit; er sagte, es sei unnützer Müll – zwei-drei Elektroden, eine Drahtrolle, eine Rohrzange, oder eine Mutter – solche Dinge eben. „Im Haushalt kann man alles gebrauchen, warum sollte das gute Zeug dort verrosten.“ Als es für ihn an der Zeit war, in Rente zu gehen, barsten sein Dachboden und sein Schuppen geradezu von all diesem »guten Zeug«. Seine betagten Kollegen widmeten sich mit fortschreitendem Alter alle wie einer der Angelei, Iwan Sergew aber litt nicht an solchem Kinderkram: Er schweißte den Leuten auf den Höfen Heizkessel und montierte Heizanlagen. Er erledigte seine Arbeit ohne Hast, geradezu andächtig, als zelebrierte er eine sakrale Handlung. Wenn er den Hausherren die erledigte Arbeit übergab, verbeugte er sich, zählte sein Honorar dreimal durch und steckte es in ein besonderes Säckchen, das ihm unter seiner Kleidung um den Hals hing. Zum Abschied wünschte er den Hausherren langes Leben und Wohlstand. Es kam auch vor, dass man ihn darum bat, auf Kredit zu arbeiten; das lehnte er nicht ab, aber danach besuchte er seine Schuldner jeden Abend. Wie zufällig. Kommt vorbei, steht da und raucht, wie man das unter Nachbarn tut, sagt etwas über das Wetter, setzt sich beim Vorgartentor zu den Hausherren auf die Bank und ächzt herum. So kam er immer wieder, bis es dem Schuldner von diesen Besuchen zu bunt wurde. Der Unglückliche würde sich Geld leihen, aus seiner Haut fahren, alles anstellen, nur, um mit dem Knauser reinen Tisch zu machen.

Die selbstgebauten Heizkessel kochten bereits im ersten Winter über, blähten sich auf, und die Heizungen wurden schnell undicht, so dass es aus ihnen tropfte. Dann verdingte sich der alternde Iwan Sergew damit, diese Dinge wieder zu reparieren. Andere Fachleute seiner Branche gab es in dem Dorf ohnehin nicht.

Er lebte zusammen mit seiner Tochter und seinem Enkel. Als der Enkel in die Schule kam, beschloss seine Tochter, ihn auch gleich noch bei der Musikschule anzumelden. Als Iwan Sergew erfuhr, welchen Betrag er für die Musikschule seines Enkels zu berappen hätte, erstarrte er erst. Dann aber zählte er irgendetwas durch und erklärte sich damit einverstanden. Einverstanden war er freilich nur unter der Bedingung, dass der Enkel unbedingt das Akkordeon zu spielen erlerne: „Wenn er groß ist, lässt er sich von Hochzeitsgesellschaften anheuern. Ein Akkordeonspieler kann immer etwas Geld abstauben, er kommt immer durch. Und dabei behält er saubere Hände.“ Die Musikschule hat den Enkel aber nicht aufgenommen, weil es ihm an musikalischem Gehör mangelte. Iwan Sergew wurde bewusst, dass sein Enkel keinen Profit

einbringen würde, und grämte sich. Doch dann dachte er daran, wieviel von seinem sauer verdienten Geld in die Ausbildung des Enkels hätte fließen müssen, und beruhigte sich wieder. Hätte jemand Iwan Sergew einmal zu einer Hochzeitsfeier eingeladen, dann wüsste er, dass das Gewerbe der Hochzeits-Akkordeonspieler – in den heutigen Zeiten der Computer und Synthesizer – bestimmt schon seit zwanzig Jahren ausgestorben ist.

So lebte also der goldene Schlosser und wurde immer wohlhabender, bis eines unseligen Frühjahrs gelbe Rohrleitungen an den Dorfstraßen entlang verlegt wurden – es kam das Elend namens »Gasversorgung«. Die Heizkessel für Kohle wurden in schieren Massen an Schrotthändler verkauft, und der berühmt-berüchtigte Leibniz der Heizkesselbranche bekam keine Aufträge mehr. Iwan Sergew schob den ganzen Sommer lang Kummer, und es ging so weit, dass er sich irgendwann im Herbst sogar einmal betrank. Am nächsten Morgen hatte er einen schlimmen Kopf und wollte schon seinen Enkel losschicken, dass er ihm ein paar Konterbiere holt, aber dann fiel ihm gerade noch rechtzeitig ein, dass die gestrige Flasche Schnaps schon genug gekostet hatte. Mit dem Geld aber war es gerade sehr schlimm bestellt...

Eines Abends saß er missmutig auf einer Bank bei seinem Hof. Es kroch Qualm durch das Dorf: nach der Kartoffelernte verbrannten die Nachbarn das Kartoffelkraut. Die Tochter war immerzu auf Arbeit, der Enkel lungerte irgendwo herum. Iwan Sergew betrachtete sich den septemberlichen, kühler werdenden Sonnenuntergang, rauchte und seufzte. Von einem fernen Feld hörte man das Grummeln eines Traktors; die pflügen wohl, dachte er bei sich. Ein zugereister Farmer erschloss sich die hiesigen verworfenen Nutzflächen. Da kam ein Radler neben dem ehemaligen Heizkesselmeister zum Halten; es war der Vetter.

„Grüß dich, Sergew!“

„Dich auch. Willst du weit weg, so im Angesicht der Nacht?“

„Na hier, ich hab‘ gehört, dass sie pflügen. Dachte mir, fährst hin zum Traktoristen; vielleicht kann ich ihn anheuern, dass er mir meinen Acker pflügt. Ich hab doch ganze vierzig Ar. Sonst kamen immer die Kinder aus der Stadt und schwangen den Spaten, nun aber ist’s damit irgendwie vorbei. »Beschäftigt« sind sie, sagen sie. Jaja.“

„Ist bekannt, sind beschäftigt. Ich würde auch sagen, dass ich beschäftigt bin... Heh, vierzig Ar mit dem Spaten!“

„Du? Na, das ist klar. Und wenn man dir, sagen wir, einen Tausender pro Ar hinblättert?“

„Einen Tausender pro Ar? Du sagst Sachen... wer sollte mir denn einen Tausender pro Ar geben? Du etwa?“

„Dingens... Du weißt wohl nicht, was man heuer dafür zahlt, wenn’s mit einem Traktor sein soll? Im vorigen Jahr, sagen sie, waren’s wohl drei Zehner...“

„Keine Ahnung.“

„Na, egal, vielleicht kann ich mich ja irgendwie mit ihm einigen. Weißt du noch, wie das früher ging – für ‘n Kasten? Ist für ihn doch ein Klacks. Ansonsten, meine Fresse: drei Zehner! Der Schwager hat übrigens auch angerufen, ich soll auch für sein Feld anfragen... Na gut. Ich fahre weiter. Mach’s gut.“

„Alles klar, mach's gut. Fahre.“

Der Vetter fuhr von dannen. Iwan Sergew aber ging daran, die drei Zehner mit dessen vierzig Ar zu multiplizieren. Das Ergebnis war nicht gerade das, was für einen Kohleheizkessel heraussprang – ein bisschen wenig. Dann zog er von dem Ergebnis noch die Kosten für Diesel und Materialabnutzungen ab. Das Ergebnis war nun schon ganz und gar dünn. Als er dann aber dieses dünne Ergebnis mit der Anzahl der Äcker erst an seiner Straße, dann der Leninstraße multiplizierte, dann noch die Äcker in der Schiefen Gasse hinzunahm, die in Jerschowka und jene hinter Mutterns Feldschlucht, war er so verblüfft, dass ihm ein erstauntes Pfeifen entwich. Mit zitternden Händen nestelte er nach einer »Prima« und begann zu rauchen.

„Was für Zaster der Traktorist da einsacken wird!“

Die Sonne war untergegangen, der Wind legte sich; der Rauch von den Äckern wurde zum Erdboden niedergedrückt, so dass er in den Augen brannte. Neid pochte ihm von innen an die Rippen. Es tat weh, so sehr pochte er. Im Dämmerlicht quietschte inzwischen der Vetter auf seinem demolierten Fahrrad zu seinem Hof zurück. Iwan Sergew hörte, wie der Vetter irgendjemandem über den Zaun zuwarf, er habe sich nicht mit dem Traktoristen einigen können, wonach er noch etwas Boshafes über dessen »Schnauze« sagte. Die Tochter kam von der Arbeit heim, der Enkel trottete nach Hause zurück. Iwan Sergew rauchte auf und begab sich in die Hütte. Er aß nichts zum Abendbrot, sondern ging gleich in seine Kammer, hob die Matratze hoch, zog eine Blechdose hervor und zählte lange und eingehend das, was sie enthielt. Nachts warf sich Iwan Sergew hin und her, stöhnte. Er ging einige Male nach draußen, um zu rauchen, stolperte, knallte mit der Tür. Am Morgen, kaum, dass es hell geworden war, sah man Iwan Sergew an der Bushaltestelle, von der aus die Busse in die Kreisstadt fuhren...

Der Altweibersommer wurde so, wie es sich für einen Altweibersommer geziemt. Es gab alles: das Gold der Ahorne auf der Höhe hinter der Feldschlucht, Spinnweben, die einem unentwegt ins Gesicht gerieten, und den Geruch nach Pilzen im bunten Herbstwald. Die Leute verbrachten ihre Kartoffeln in die Keller, verfeuerten auf ihren Feldern das Kraut, und von überallher drang dessen leicht bitterlicher Dunst.

Bei Sonnenuntergang kroch der Vetter heraus auf die Bank, rauchte und grübelte. Gott allein weiß, worüber er grübelte. Das ist eben so, und es ergibt sich von ganz allein: wenn der Herbst freundlich ist, grübelt es sich an den Abenden. Man grübelt darüber, dass das Leben falsch gelaufen ist, dass es ganz andere Wendungen hätte nehmen können... über andere Dinge lässt es sich im Herbst eben nicht grübeln! Die Sonne ging unbemerkt unter. Hinter der Feldschlucht, unter den verlöschenden Wolken, wurde der Wald ringsherum schwarz. Auf dem Feldweg, der sich aus dem Wald in Richtung Dorf wand, sah man ein gelbliches Lichtlein springen. Das Lichtlein kam näher. Tauchte in eine Tiefe hinab und verschwand. Sprang wieder heraus, zitterte. Versank in der Feldschlucht, und als es wieder daraus hervortauchte, konnte der Vetter den Traktor hören: das typische Knattern und Niesen war deutlich wahrzunehmen. Fünf Minuten später fuhr der alte, ramponierte MTZ in die Straße herein, rollte – ihm Hitze und Dieselqualm ins Gesicht blasend – am Vetter vorbei, rasselte lautstark mit dem ausgeklappten Vierfachpflug, kam am Hof des Iwan Sergew zum Stehen, ließ den Pflug fallen und soff ab. Türen hatte der Traktor nicht; Kotflügel und Rückscheibe fehlten ebenso. Im Dämmerlicht schien es dem Vetter,

als habe er eine solche Technik bereits einmal gesehen: als seine Enkel zu Besuch waren, zeigten sie ihm nämlich einen Actionfilm über die Apokalypse und einen Aufstand der Maschinen. Aus der Fahrerkabine zeigte sich ein Fuß, der nach dem Trittbrett tastete. Er fand es nicht und verschwand wieder. Anstelle des Fußes erschien nun der Hintern des Iwan Sergew, und dann wieder derselbe Fuß, der unten nach Halt suchte. Der Vetter ging heran, half dem Mann herab, nickte in Richtung der Landmaschine und sagte:

„Was'n das?“

„Na, was schon! Siehst du doch selbst...“ – Iwan Sergew strahlte.

„Ist das etwa deiner... der?“

„Meiner.“

„Hast gekauft?“

„Hmm... verstehst ja selbst, das ist so eine Sache. Das war ein sehr günstiges Angebot, wäre eine Sünde gewesen, es auszuschlagen. In Ordnung bringen kann ich ihn selbst irgendwie.“

„Eine Sünde, sagst du, wäre es? Na, sicher... und ich habe mich die ganze Zeit gefragt, wie dieses Fabrikat heißt... Dabei ist es die »Sünde«!" – der Vetter stippte mit seinem Finger an den Traktor der Marke »Sünde« und lachte lauthals los.

Die eine verbliebene, demolierte Lampe des Traktors war mit Draht befestigt worden, anstelle des Trittbretts war irgendeine Armatur an die Karosserie geschweißt, etwas tropfte von unter dem Motorblock heraus – die Ölpfütze wurde inzwischen immer größer – und dünne Rinnsale aus Öl, welches aus den porösen Schläuchen trat, benetzten den spiegelblank polierten Schild und die halb abgefressenen Pflugscharen.

Der Vetter begann zu zweifeln:

„Na, ich weiß ja nicht... wie man das wieder in Ordnung bringen sollte. Das Ding ist doch...“ – der Vetter kam nicht zum Ende. Es gab ein lautes Platschen, und heißes, dampfendes Wasser ergoss sich unten aus dem Traktor heraus auf das welke Gras.

„Gut, mal angenommen, du bringst das Ding wieder in Ordnung. Aber sage mir doch: Wozu? Ist dir langweilig?“

„Eh, du hast doch keinen Verstand! Ihr seid es doch, für die ich mich damit mühe.“

„Wie meinst du das?“

„Na, hast du denn Lust darauf, deine vierzig Ar mit dem Spaten umzuwühlen? Hier aber – zack, zack! – und fertig ist der Lack!“

„Ah ja. Versuche doch erst einmal, das Ding anzulassen.“

„Geht gleich los!“ – Iwan Sergew holte ein Drahtseil aus der Fahrerkabine, wand es um die Welle des Anwurfmotors, spannte sich an und zog. Der Anwurfmotor nieste, das Drahtseil wurde dem Traktoristen entrissen, verbrannte ihm dabei die Hände und flog davon, auf das Dach des Hauses. Iwan Sergew wollte schon hochklettern, um es wieder zu holen, sah aber in diesem Augenblick, dass es auf dem Hof bereits fast vollständig finster geworden war. Bei all seinen

Gedanken um Erwerb, Wohlstand und Fürsorge hatte er gar nicht bemerkt, wie der kurze, späte Septembertag zu Ende gegangen war.

Der Vetter machte „Na, genau“ und ging nach Hause.

Bald schon erwachte der Mond. Er schaute hinter dem zerstörten Turm des Hochsilos hervor, sah sich um, ob man sich den Menschen denn schon zeigen konnte, erhob sich langsam und begann zu strahlen.

Der Vetter ging drinnen im Zimmer hin und her, lugte hinter den Vorhängen hervor. Im Mondschein erschien ihm der alte MTZ wie ein Mastodon. Er rief seine Alte herbei, dass sie aus dem Fenster sehen möge, und meinte:

„Schau, was unser Knauser für Sachen macht.“

Die Alte erblickte das von grünlichem Mondlicht überflutete Mastodon.

„Was denn das, doch nicht ein Traktor?“

„Ja, der Knauser meint, er will damit pflügen. Heh!“

„Na, ist doch ein Prachtkerl. Du Lottervogel lungerst die ganze Zeit nur herum. Was lungerst du herum, herrje? Der Knauser aber kommt immer an seine Kopeken.“

„Wie meinst du denn das? Drei Zehner? Ja, klar, kann schon sein, dass er an die kommt.“

„Das mag wenig sein, aber überschlage es doch mal: von dir Dummkopf drei Zehner, in der Schiefen je drei Zehner, in Jerschowka auch je drei Zehner... oho, oho!“

„Ach, heilige Muttergottes!“ – der Vetter wurde stutzig und wunderte sich. Die Verwunderung war unangenehm; er sackte in sich zusammen. Die Mathematik seiner Alten fiel ihm, einem glimmenden Kohlestück gleich, in den Kragen und kam mitten in seinem Herzen zum Liegen. Und das lag nicht einmal daran, dass er sein ureigenes Geld loswerden würde, sondern es ärgerte ihn, dass der Knauser einen ganzen Haufen davon einheimsen wird. Unternehmerisch ist er ja, dieser Knilch. Oh je...

Als er die Nachrichten einschaltete, bekam er gar nicht mehr mit, was denn nun dort in Syrien los ist: ob sie nun losbomben oder nicht. Etwas Heißes brannte aus seinem Inneren heraus an den Rippen wie ein Senfpflaster. Die Alte schepperte in der Küche, klimperte mit dem Geschirr und begab sich zur Nachtruhe.

Die Lichter draußen gingen aus. Auf der anderen Seite der Feldschlucht war inzwischen auch der letzte schlaflose Köter damit fertig, seine Probleme in die Welt hinauszubellen, und im Dorf wurde es still. Der Mond glitt langsam westwärts. Über der Liege des Veters tickte die Gewichtsuhr: tick-tack, tick-tack, tick-tack. Der Vetter warf sich auf seinem Lager hin und her, so dass sein geflicktes Bettlaken irgendwann zu einem Haufen zusammengerutscht war, und seufzte:

„Wieviel wird denn der Knauser letztlich einheimsen? Stell dir das mal vor! In der Schiefen, in Jerschowka... und da ist ja auch noch unsere ganze Straße, und auch noch die Leninstraße. Es gibt auch noch Äcker hinter Mutterns Feldschlucht. Ach, heilige Muttergottes! Dieser Bauernschinder! Oh je, oh je!“

Der Vetter ging nachts vor die Tür, rauchte, grübelte. Knallte mit der Tür, knarrte mit den Dielen; davon erwachte die Alte und grummelte herum. Die glimmende Kohle in seinem Herzen war zu einem riesigen, alles auffressenden Lohfeuer geworden, und mit diesem Feuer musste er etwas tun, denn sonst drohte große Not.

Die ganze Nacht über konnte der Vetter nicht schlafen, und kurz vor der Morgendämmerung, als es im Fenster ein ganz klein wenig hell wurde, hatte er sich endlich etwas Heimtückisches ausgedacht.

Es gab kein Zögern. In wenigen Augenblicken dämmerte es, und Iwan Sergew wird zu seinem Mastodon herauskommen. Er wird die Löcher flicken – das war für ihn ja kein Problem – und wird sich wieder an dem Anwurfmotor zu schaffen machen. Bestimmt hat er auch noch Öl vorrätig, er wird seinen Schrotthaufen also auch gleich wieder betanken können. Kaum, dass man sich versieht, wird der Plunder tatsächlich auch anspringen. Und dann...

„Ach, heilige Muttergottes! Gottbewahre!“

Der Vetter zog sich seine Hosen über, schlüpfte in die Galoschen und schritt entschlossen vor die Tür. Er schob sich in den Schuppen und rumpelte, als er im frühmorgendlichen Halbdunkel nach dem passenden Werkzeug für seine Heimtücke suchte, eine Zeitlang darin herum.

„Es gibt kein Zögern! Kein Zögern gibt es jetzt!“

Endlich fand er, wonach er suchte. Mit dem so gewonnenen Werkzeug – einem Spaten – trat der Vetter auf seinen Acker. Er spuckte in die Hände, ergriff den Spaten und trieb ihn in die Furchen. Er ging mit aller Energie daran, seinen Acker umzuwühlen, und sprach dabei:

„Vierzig Ar für drei Zehner? Da hast du, Gierschlund! Einen Dreck wirst du mein ureigenes Geld bekommen! Knauser!“

Die Handflächen brannten, ein Bein wurde taub, aber der Rand seines Ackers schien kaum näher zu kommen. Der Vetter schwitzte, knirschte mit den gelben Zähnen, warf sich wieder und wieder auf den Spaten:

„Kommt dieser Misthund und bietet mir seine Dienste an, und ich ihm, dem Blutsauger, so: da hast du!“

Die Sonne stieg in den Himmel, die Gegend nahm herbstliche Goldtöne an. Irgendwo muhte eine Kuh, irgendwo klirrte die Kette eines Brunnens. Ein neuer Herbstmorgen ergoss sich über das Land. Ein hämisches Grinsen erblühte auf dem unrasierten Gesicht des Vettters. Die Feuersbrunst in seiner Seele besänftigte sich und erlosch.

Zur selben Zeit quälte sich, von Schmerzen im Kreuz gekrümmt, in Jerschowka der Schwager mit dem Spaten durch seinen Acker.

Erschienen in: „Saschas Philosophie“ (Сашина философия), Verlag des Sretenski-Klosters, Moskau 2014.